

BEGEGNUNG UND GESPRÄCH

ÖKUMENISCHE
BEITRÄGE
ZU ERZIEHUNG
UND
UNTERRICHT

Ausgabe 63

Regelmäßige Verlegerbeilage der „Bayerischen Schule“

Dezember 1984



„Maria mit dem Kind“ – Dreikönigsaltar im Heilsbronner Münster,
16. Jh. (Foto: G. Peda).

Catholica-Arbeitskreis
der VELKD

Maria.

**Evangelische Fragen
und Gesichtspunkte.**

Eine Einladung zum Gespräch.

**1. Evangelische Christen vor der Frage
nach der Mutter Jesu**

Maria ist zu Unrecht vergessen worden. „Maria ist nicht nur ‚katholisch‘, sie ist auch ‚evangelisch‘. Protestanten vergessen das leicht. Aber Maria ist ja die Mutter Jesu, ihm näher als seine nächsten Jünger. Mit welcher Menschlichkeit zeichnet das Neue Testament diese Nähe, ohne Marias Abstand von Jesus zu verschweigen.“

Maria, die Mutter Jesu, wird im Neuen Testament zwar nicht sehr häufig, aber doch in verschiedenen Zusammenhängen mehrfach erwähnt. Neben den spärlichen historisch greifbaren Informationen über Maria findet sich – insbesondere in der lukanischen Kindheitsgeschichte Jesu – so etwas wie ein biblisches Marienbild. Kirchen, deren Norm die Heilige Schrift ist, können nicht darauf verzichten, diese biblischen Aussagen auszuschöpfen. Außerdem kann für Menschen, die Christus bekennen, weil sie in Jesus von Nazareth die endgültige Offenbarung des Wesens und Willens Gottes erkennen, die leibliche Mutter Jesu nicht ohne Bedeutung sein. „Maria ist die Mutter Jesu, ist ein Menschenwesen und kein Himmelswesen. Als Mensch und Mutter ist sie Zeugin seines wahren Menschseins, aber auch seines in Gott gründenden Ursprungs.“

Maria in der gemeinsamen christlichen Glaubensgeschichte

Die Botschaft, die wir in der Heiligen Schrift finden, ist uns durch den Traditionsstrom einer fast zweitausendjährigen Geschichte der christlichen Kirche zugekommen. Diese Überlieferung mit ihren Reichtümern und auch ihren Lasten zu mißachten, wäre wirklichkeitsfremd und zugleich sektiererisch. Das wird weit über den Kreis der überzeugten Christen hinaus breiten Bevölkerungsschichten eindringend deutlich in den großartigen Denkmälern christlicher Kunst mit ihren Mariendarstellungen.

Die evangelische Kirche steht zusammen mit allen christlichen Kirchen in einer gemeinsamen Tradition des ersten Jahrtausends, mit der römisch-katholischen Kirche zudem in einer gemeinsamen Tradition bis in die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts hinein. Von der alten und der abendländischen mittelalterlichen Kirche kommen auch wir evangelische Christen her. Nun spielte in den ersten 1500 Jahren der Gesamtchristenheit die Mariologie (= Lehre von Maria) und die Marienverehrung zunehmend eine Rolle. Davon können evangelische Christen nicht absehen, haben aber die gesamte Tradition am Maßstab des Evangeliums zu messen. Nicht jede Marienverehrung wird kirchentrennend sein.

Ein weiblich-mütterliches Glaubenssymbol

Maria gewinnt auch abgesehen von den bisher genannten biblischen, kirchengeschichtlichen und ökumenischen Gesichtspunkten für viele Christen eine unmittelbare Bedeutung. Gerade manche Frauen finden in der Frau Maria eher ein Musterbeispiel gelebten Gottvertrauens als in etlichen biblischen Männergestalten. Maria zeigt, daß sich ein Leben aus der Gnade Gottes und in der Nachfolge Jesu eben genauso gut in Frauen wie in Männern exemplarisch darstellen kann. Zuweilen wird im Leben Marias sogar eine noch weiter reichende Aussagekraft gesehen. Sie könne nämlich ein Hinweis darauf sein, daß Gott nicht nur mit männlichen und väterlichen, sondern auch mit weiblichen und mütterlichen Zügen vorzustellen sei. Ein nur männliches Menschsein wäre einseitig und verkürzt und dementsprechend auch ein Gottesbild mit nur männlicher Färbung.

Im Sinn solcher Stimmungen und Gedanken, die auch unter evangelischen Christen Boden gewinnen, richtet ein katholischer Theologe „eine sehr ökumenisch gemeinte Anfrage an die reformatorischen Schwesterkirchen“, ob denn Marienfrömmigkeit als eine „Synthese von Verstand, Herz, Leib und Gemeinschaft“ nicht „eine

legitime Möglichkeit christlichen Glaubens, eine Chance christlicher Glaubensentfaltung“ sei. Freilich könnten sich die reformatorischen Kirchen aufgrund ihrer eigenen Geschichte „das Marianische“ nicht plötzlich vorschreiben lassen. „Aber eine angstfreie Einschätzung und freie Wertschätzung wäre schon ein großes ökumenisches Geschenk.“

2. Maria im Neuen Testament

Maria, die Glaubende

Maria wird gezeichnet als die, die zu Gottes Willen Ja sagt. „Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast“ (Lk. 1,38). Wegen dieses Glaubens wird sie von Elisabeth gepriesen: „O selig bist du, die du geglaubt hast!“ (Lk. 1,45). Sie ist dazu bestimmt, ein besonderes Werkzeug Gottes zu werden, nämlich die Mutter des Sohnes Gottes. Aber sie rühmt nicht sich selbst, sondern Gott. Das wird in ihrem Lobgesang, dem „Magnifikat“, deutlich (Lk. 1,46–55). Gott hat die „Niedrigkeit seiner Magd“ (Lk. 1,48) angesehen. Maria weiß, daß sie vor dem allmächtigen und barmherzigen Gott (Lk. 1,49–54) nichts vorzuweisen hat. Es werden sie „von nun an selig preisen alle Kindeskinde“ (Lk. 1,46), nicht wegen besonderer Vorzüge, die sie schon mitgebracht haben mag, sondern weil sie ein Musterbeispiel aller derer ist, die von Jesus selig gepriesen werden. „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr“ (Mt. 5,3). Marias Ja zum Willen Gottes ist nicht zu verstehen als ein bloß passives, duldendes Hinnehmen dessen, was von ihr verlangt wird. Wohl ist Marias Haltung als Empfänglichkeit für Gott zu kennzeichnen, aber in einer sehr dynamischen Weise. Wie das „Magnifikat“ zeigt, ist Maria eben für den Gott offen, der menschliche Überheblichkeit und Ungerechtigkeit durchschaut und zu Fall bringen will. Damit stellt sie sich selbst in diese Bewegung Gottes hinein, die schon auf der Erde Gerechtigkeit und Liebe durchsetzen will. Die Glaubenshaltung Marias wird auch in ihrem Hören und Bewahren des Wortes Gottes deutlich (Lk. 2,19,51) und schließlich auch darin, daß sie sich zur Gemeinde des gekreuzigten und auferweckten Jesus hält (Joh. 19,25–27, Apg. 1,14). Christlicher Glaube ist vom Kreuz Jesu geformt. Das läßt sich auch an Maria ablesen: Sie hatte ihren erstgeborenen Sohn in Armut zur Welt zu bringen (Lk. 2). Vor den Nachstellungen des Königs Herodes mußte die junge Familie nach Ägypten fliehen (Mt. 2). Maria sollte erfahren, daß Jesus ein Zeichen ist, dem widersprochen wird (Lk. 2,34–35). Schließlich stand sie unter dem Kreuz ihres sterbenden Sohnes (Joh. 19,25).

Dabei wird Maria nicht idealisiert. Sie be-

gnet ihrem Sohn und seiner Sendung zunächst mit Unverständnis. Ihr Weg zum Glauben führt erst durch Zweifel und tiefe Anfechtung hindurch (Lk. 2,35,48–49; Mk. 3,20–21; Mk. 3,31–35 parr.; Lk. 11,27–28; Joh. 2,4).

Typus der Kirche

In diesem biblischen Marienbild sind Ansätze dazu gegeben, daß Maria in der Folgezeit als Typus der Kirche verstanden werden konnte, und zwar in doppelter Weise: als Urbild und zugleich als Spiegelbild der Kirche. Als Urbild, indem Marias Glaube beispielhaft ist für die Kirche als die Gemeinschaft der Glaubenden. Als Spiegelbild andererseits, indem die Kirche das Idealbild, das sie von sich selbst hat, in Maria hineinprojizierte. Solche Projektionen lassen sich nicht ganz vermeiden, aber es ist darauf zu achten, daß sie Norm und Grenze finden am biblischen Entwurf des Lebens aus Gott in der Nachfolge Jesu.

Einer weitverbreiteten Tradition entsprechend, werden zwei verschlüsselte Stellen im Neuen Testament im Sinne dieser Bildhaftigkeit Marias für die Kirche verstanden: In Joh. 19,25–27 werden Maria und der Lieblingsjünger, der wohl die Kirche repräsentiert, einander gegenseitig anvertraut. „Siehe, das ist dein Sohn! ... Siehe, das ist deine Mutter!“ In Offb. 12 wird die Gestalt einer mit der Sonne bekleideten Frau entworfen, die am Himmel erscheint und den Weltherrscher gebiert. Sie wird von dem Drachen verfolgt, der ihr aber schließlich nichts anhaben kann. Deutet man diese Frau zugleich als Mutter des Weltheilands und als Kirche, so wäre in diesem Bild Maria mit der Kirche gleichgesetzt.

Die jungfräuliche Geburt Jesu

Zum biblischen Marienbild gehört die jungfräuliche Geburt Jesu, die allerdings bei Paulus, Markus und Johannes überhaupt nicht vorkommt, und die auch von Matthäus und Lukas nur an zwei Stellen erwähnt wird (Mt. 1,18–20; Lk. 1,34–35). Freilich geht es hier weniger um Maria. Die jungfräuliche Geburt Jesu ist in erster Linie eine theologische Aussage über den Ursprung Jesu. Ob diese theologische Aussage aus dem 1. Jahrhundert nur bildhaft oder zugleich historisch zu verstehen ist oder nicht, ist eine Frage, an der die Auffassungen unter Christen auseinandergelassen werden können. Im Zusammenhang des biblischen Marienbildes besagt die jungfräuliche Geburt Jesu, daß Maria ganz für Gottes Wirken empfänglich gewesen ist. Wir verdanken Jesus, der „sein Volk von allen seinen Sünden errettet“ (Mt. 1,21) allein der Gnade Gottes. Maria war eben für diese Gnade geöffnet.

Jesu geschichtliche Mutter

Stimmt nur das biblische Marienbild mit der geschichtlichen Mutter Jesu zusammen? Die Quellen sind nicht sehr ergiebig. Wir wissen, daß Jesu Mutter, deren Name „Maria“ nur bei Matthäus, Lukas und in Mk. 6,3 genannt wird, mit einem Zimmermann namens Joseph verheiratet war (Mt. 13,55, Joh. 6,42) Mk. 6,3 erwähnt Schwestern und namentlich vier Brüder Jesu (die katholische und orthodoxe Auslegung versteht sie traditionell als Kusinen und Vettern Jesu). Maria begegnete der Verkündigung Jesu zunächst mit Zurückhaltung und Skepsis (Mk. 3,31–35 parr.), gehörte aber dann zur Urgemeinde (Apg. 1,14). In zweierlei Hinsicht dürfen über den Quellenbefund hinaus historische Vermutungen angestellt werden: a) Maria wird als Mutter ihren Sohn Jesus in den Glauben an den Gott Israels eingeführt haben. So legte sie, zusammen mit Joseph, Grundlagen für den inneren Weg Jesu, der darin gipfelte, daß sich Jesus seines ihm von Gott gegebenen Auftrages bewußt wurde; b) Wieso findet sich so viel Kritisches über die Mutter Jesu? Sie hätte in der christlichen Urgemeinde, in der sie von Anfang an dabei war, doch die Möglichkeit gehabt, unangenehme Erinnerungen gleich gar nicht in die bald kursierenden Jesusgeschichten einsickern zu lassen. Daß sie ihre Konflikte mit Jesus aber nicht beschönigte, kann als ein Zeichen ihrer Wahrhaftigkeit und damit ihres aufrichtigen Glaubens gewertet werden.

3. Das gemeinsame christliche Erbe: Jungfrau und Gottesmutter

Hochschätzung Marias bei den Reformatoren

Die Reformatoren standen der Marienverehrung, die sie in der Kirche ihrer Zeit vorfanden, kritisch gegenüber. In einer Predigt vom 8. September 1522 sieht Martin Luther die Gefahr der Marienverehrung darin, „daß man sie höher hält, denn man soll, ... daß Christus dadurch verkleinert wird, indem daß man mehr hat die Herzen auf Maria gestellt, denn auf Christus selbst“. Vom Neuen Testament her, dessen Botschaft sie sich nach den Grundsätzen „allein Jesus Christus“, „allein die Gnade“ und „allein der Glaube“ aneigneten, lehnten sie alle Tendenzen zu einer Miterlöserschaft Marias und zu ihrer Vergöttlichung strikt ab. Im übrigen haben die Reformatoren die Mutter Jesu hoch geachtet und die altkirchliche Lehre über die „jungfräuliche Gottesmutter“ bejaht. Hier ist insbesondere an Luthers Auslegung des „Magnifikat“ aus dem Jahr 1521 zu denken. Auch die evangelisch-lutherischen Bekenntnisschriften hielten an den beiden altchristlichen Lehren über Maria fest: Sie ist Jungfrau und Gottesmutter!

Der ökumenische Dogmenbestand

In den ersten Jahrhunderten der Christenheit bildete sich der Dogmenbestand heraus, der für alle christlichen Kirchen maßgebend ist, also auch für die evangelischen Kirchen: der „consensus quinque-saecularis“, wie er sich insbesondere in den Entscheidungen der ersten vier Ökumenischen Konzilien (325 Nicaea, 381 Konstantinopel, 431 Ephesus, 451 Chalcedon) und in den drei Bekenntnissen „Nicaeno-Constantinopolitanum“, „Apostolicum“ und „Athanasianum“ verdichtet hat.

„Jungfräuliche Gottesmutter“

Zwei der altkirchlichen Dogmen reden von der Mutter Jesu. Jesus ist von einer Jungfrau geboren, und diese ist die „Gottesgebäerin“, da sie den geboren hat, der wahrer Mensch und zugleich wahrer Gott ist. Maria ist also die „jungfräuliche Gottesmutter“. Es geht hier in erster Linie um Jesus, den Sohn Gottes. Beide Male ist von seiner Herkunft und darin eigentlich von seinem Ursprung die Rede. Ist er auch von einer menschlichen Mutter geboren, so ist sein Ursprung doch ganz aus Gott. Was hier von Maria gesagt ist, meint in erster Linie das ewige Wort Gottes, das Fleisch geworden ist (Joh. 1,14). Zu dieser Inkarnation ist eben eine menschliche Mutter unerlässlich (Gal. 4,4). Die der gesamten Christenheit gemeinsamen Dogmen der Jungfrauengeburt (virginitas ante partum) und der Gottesgebäerin (theotokos Deipara Dei Genitrix) beziehen sich auf dieses Mensch gewordene Gotteswort.

Die Jungfräulichkeit Marias

Von der „Jungfrauengeburt“, die zweimal im Neuen Testament erwähnt wird (in Mt. 1,18–23 und Lk. 1,34–35), ist die Rede im Nicaeno-Constantinopolitanum, dem Bekenntnis des 3. Ökumenischen Konzils von Konstantinopel 381: „Er (sc. Jesus Christus) hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist von der Jungfrau Maria und ist Mensch geworden.“ Im Apostolischen Glaubensbekenntnis heißt es von Jesus Christus: „Empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria.“

Der Gehalt des Dogmas der jungfräulichen Geburt Jesu läßt sich etwa in drei Gesichtspunkten zusammenfassen:

1. Jesus ist „von Gott geboren“ (vgl. Joh. 1,13). Auch wir wollen in der „Wiedergeburt“ von Gottes Wirken und Willen durchdrungen werden (vgl. Joh. 1,12–13; Joh. 3,3–8). Aber bei Jesus ist die ungebrochene Verbundenheit mit Gott das Vorzeichen vor seinem ganzen Leben. Leben wir in Christus, so werden wir neue Schöpfung (2 Kor. 5,17). Jesus von Nazareth dagegen ist von Anfang an neue Schöp-

fung. Er ist nur von seinem Bezug auf Gott her überhaupt zu verstehen. Seine besondere Aufgabe, seine Sendung verdankt er Gottes Heiligem Geist (Mt. 1,18,20–23; Lk. 1,31–35). So geht es in der Lehre von der Jungfrauengeburt nicht um den leiblichen Anfang, sondern um den Ursprung Jesu. Jesus ist „Gottes Sohn“ (Lk. 1,32,35), dazu hat ihn Gott bestimmt.

Freilich sind auch wir dazu bestimmt, Töchter und Söhne Gottes zu sein (vgl. Röm. 8,29, Hebr. 2,14–18). In der lukianischen Kindheitsgeschichte wird erzählt, wie Menschen vom Heiligen Geist erfüllt waren: Elisabeth (Lk. 1,14), Zacharias (Lk. 1,67), Simeon (Lk. 2,25–26) und Johannes der Täufer sogar schon im Mutterleib (Lk. 1,15). Jesus aber ist der einzige Sohn Gottes, der „Anfänger und Vollender des Glaubens“ (Hebr. 12,2), das ungebrochene Bild Gottes (vgl. Kol. 1,15; Hebr. 1,3). Deshalb muß von ihm eben noch mehr gesagt werden als von Joahannes dem Täufer.

2. Die jungfräuliche Geburt Jesu weist hin auf Gottes Schaffen aus dem Nichts (vgl. Röm. 4,17). Unsere Erlösung, unser Heil ist uns von Gott geschenkt, ganz ohne menschliches Mitwirken (vgl. Mt. 1,20–21). Wir können den Sinn unseres Lebens nicht selbst schaffen. Daß überhaupt etwas ist und nicht nichts, das haben wir dem göttlichen Grund alles Wirklichen zu verdanken. Daß unser irdisches Dasein auf eine ewige Erfüllung in diesem Grund zugeht, der zugleich das Ziel ist, das können wir ebenfalls nicht selbst machen.

3. Weil Maria im Glauben annimmt, daß sie den Herrn zur Welt bringen soll, ist sie auch ein Bild der Kirche. Maria ist ganz auf Gott ausgerichtet, für seine Gabe und seinen Willen geöffnet und empfänglich. „Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast“ (Lk. 1,38). „Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilands“ (Lk. 1,46–47). Nun hat sich in der alten Kirche die Lehre von der jungfräulichen Geburt Jesu ausgeweitet zur Lehre von der immerwährenden Jungfräulichkeit Marias (semper virgo). Die Kirchenväter Origenes, Ambrosius, Hieronymus und Augustin vertraten diese Auffassung, die dann im 5. Ökumenischen Konzil zu Konstantinopel 553 sogar Dogma wurde. Auch die Reformatoren Luther und Zwingli hielten an der immerwährenden Jungfräulichkeit Marias fest. Soll damit gesagt werden, daß Maria ihr Leben lang für Gott empfänglich blieb, so ist nichts dagegen einzuwenden. Soll ferner die Würde eines ehelosen Lebens als eine Möglichkeit erfüllt zu leben angezeigt werden, so ist auch dies berechtigt. Andererseits legt sich das Mißverständnis nahe, die ge-

schlechtliche Gemeinschaft von Mann und Frau sei etwas Minderwertiges.

Die „Gottesgebäerin“

Maria, die „Gottesgebäerin“ (theotokos, Deipara Dei Genitrix) oder volkstümlicher „Gottesmutter“. Dieser Marientitel erhielt im 3. Ökumenischen Konzil zu Ephesus 431 verbindlichen Charakter.

Die Gottesmutterschaft Marias besagt nicht nur, daß Maria die Mutter dessen ist, der in einzigartiger, eindeutiger und endgültiger Weise Gottes Wesen und Willen offenbart und menschlich verständlich dargestellt hat. In diesem Dogma sind auch die Bedürfnisse nach weiblich-mütterlichen Repräsentationen Gottes, denen die verschiedenen Religionen oft im Übermaß nachgegeben hatten, zu ihrem Recht gekommen. So konnte sich das Evangelium auf die Vorstellungswelt der antiken Menschen einstellen, die zum Glauben an Christus zu führen waren.

Nicht zufällig ist die „Gottesmutterschaft“ Marias gerade in der Stadt dogmatisiert worden, in der die Göttin Artemis besonders verehrt worden war (vgl. Apg. 19,23 ff.).

Sollte damit auf bergende, fürsorgende, nährnde und „zärtliche“ Aspekte Gottes hingewiesen werden? Sollte hier also die weiblich-mütterliche Seite Gottes betont werden, genauer gesagt, die Seite Gottes, die sich durch solche Merkmale symbolisieren läßt, die herkömmlicherweise eher der Frau und der Mutter zugeschrieben wurden? Vielleicht wollte Papst Johannes Paul I. ähnliches sagen mit seinem berühmt gewordenen Ausspruch „Gott ist Vater. Er ist aber noch mehr Mutter.“ Im Alten Testament finden sich jedenfalls diese Züge Gottes. Er birgt uns, tröstet uns, schützt und hilft uns, erbarmt sich über uns. In unserer Not dürfen wir zu ihm fliehen.

Bei dem Dogma von der Gottesmutterschaft Marias war aber eine Gefahr gegeben, vor der wir uns zu hüten haben. Der Schritt zur Vergöttlichung der Mutter Jesu und damit im Endeffekt zur Vergöttlichung der Kirche war nicht mehr weit. So konnte der Islam die christliche Trinität dergestalt mißverstehen, als seien Gott Vater, Jesus und Maria die drei göttlichen Personen (vgl. im Koran Sure 5,116).

Eine vor der biblischen Botschaft verantwortete Deutung des Dogmas von der Gottesmutterschaft Marias läßt sich auch auf die Kirche übertragen. Maria ist die Mutter, die den Gottessohn geboren hat. Die Kirche ist die „Mutter“, die durch Wort, Sakrament und tätige Liebe Jesus Christus „zur Welt bringt“. „Als Urbild der Kirche gilt häufig Maria. Wie sie der Welt den Retter schenkte, so bringt ihn die Kirche durchs Evangelium zu den Menschen.“

So hat es auch Luther im Großen Katechismus gesagt. Die Kirche, die er stets als Geschöpf des Wortes Gottes versteht, beschreibt er hier als: „Unser aller Mutter, die einen jeden Christen zeugt und trägt“.

4. Hauptmotive und Entwicklungslinien der Mariologie

Verwirrende Vielfalt

In der alten und der mittelalterlichen Kirche und dann in der römisch-katholischen Kirche der Neuzeit finden wir eine verwirrende Fülle von Aussagen über Maria und von Spielarten der Marienfrömmigkeit. Maria wurde durch Privilegien wie Jungfrau, Gottesmutter, Himmelskönigin, unbefleckt Empfangene, allezeit Sündlose, in den Himmel Aufgenommene, Mittlerin aller Gnaden und Miterlöserin aus den übrigen Heiligen herausgehoben: Sie wurde mit den verschiedensten Titeln bedacht: die Gnadenreiche, die Schmerzensreiche, die Braut Christi, die Braut Gottes, die Tochter Gottes und schließlich die „Mutter der Kirche“. Was kann hier eigentlich vor dem Maßstab des Evangeliums von Jesus Christus bestehen? Zuerst müssen wir versuchen, zu verstehen und haben die verwirrende Vielfalt von Motiven und Gesichtspunkten zu ordnen.

Parallelisierung Jesus – Maria

Die altkirchliche Mariologie, die mit dem Begriff „Maria die jungfräuliche Gottesmutter“ umschrieben werden kann, wollte in erster Linie die Bedeutung Jesu Christi und das Wesen Gottes verdeutlichen. Soweit Jesu Mutter dann doch ein gewisses Eigengewicht bekam, wurde sie gesehen als Beispiel rechter menschlicher Antwort auf Gottes Wort.

Bis hierher verträgt sich die Mariologie mit der Botschaft von Jesus Christus, wie wir sie im Neuen Testament finden. Es ist auch berechtigt, Maria in ihrer Eigenschaft als Glaubende, die sich ganz auf Gottes Gnade angewiesen weiß, als Urbild der Kirche zu verstehen. Die Kirche ist ja die Gemeinschaft der Glaubenden, die als Volk Gottes und Leib Christi die Herrschaft Gottes zu bezeugen, für sich gelten zu lassen und darzustellen hat.

Dann aber wurde Maria schon in der alten Kirche immer mehr mit Jesus parallelisiert. Das fing im 2. Jahrhundert damit an, daß die paulinische Gegenüberstellung von Adam und Christus ergänzt wurde durch eine Gegenüberstellung von Eva und Maria. Als biblische Belegstelle diente das „Protoevangelium“ im Gen. 3,15. Dann kam im Laufe der Zeit eines zum anderen: Jesus war ehelos. Maria war zwar verheiratet, blieb aber immer Jungfrau. Jesus litt am Kreuz, Maria litt unter dem Kreuz mit (zur „passio“ kommt die „compassio“ dazu). Jesus gab sich Gott

zum Opfer dar. Maria opferte ihren Sohn dem göttlichen Vater, indem sie seinem Opfer zustimmte.

Indem Maria mit Jesus immer weiter auf eine Stufe gestellt wurde, wurde sie zugleich zunehmend vergöttlicht. Jesus, der Sohn Gottes, in dem die neue Wirklichkeit ihren verbindlichen und unüberbietbaren Ausdruck fand, war ohne Sünde. Auch Maria war tatsächlich zeitlebens sündlos, ja sogar grundsätzlich frei von der Erbsünde. Jesus wurde nach seiner Auferstehung in den Himmel aufgenommen. Auch Maria ist bereits mit Leib und Seele bei Gott. Jesus Christus steht als der himmlische Hohepriester fürbittend für die Seinen ein (Hebr. 7,25–26). Auch Maria leistet im Himmel vor Gottes Thron für uns Fürbitte, worum wir sie sogar anrufen dürfen. Jesus Christus ist der Allherrscher (Pantokrator) zur Rechten Gottes. Maria ist die Himmelskönigin. Jesus Christus hat die Menschen von Sünden und ewigem Tod erlöst. Maria ist nicht nur die Mittlerin aller Gnaden (mediatrix), sondern sogar die Miterlöserin (corredemptrix).

Diese Anschauungen haben im einzelnen in den verschiedenen Kirchen ein unterschiedliches Echo gefunden. Die reformatorischen Kirchen lehnen das meiste davon ab. Die römisch-katholische Kirche duldet die Auffassung von der Miterlöser-schaft Marias, ohne sie bislang zum Dogma erhoben zu haben. Festzuhalten ist die sich durchhaltende Struktur, die Parallelisierung Marias mit Jesus.

Folge für das Kirchenverständnis

Bei dieser zunehmenden Vergöttlichung Marias ist nie zu vergessen, daß Maria grundlegend als Typus der Kirche verstanden wurde. So blieb es nicht aus, daß mit Maria auch die Kirche zunehmend vergöttlicht wurde, die alleinseligmachende, unfehlbare, allein die Wahrheit oder wenigstens die Fülle der Wahrheit als Heilsanstalt verwaltende und austeilende Kirche.

Christus, der himmlische Richter?

In der mittelalterlichen Frömmigkeit gab es aber noch eine andere Entwicklung: das Sündenbewußtsein intensivierte sich, nicht zuletzt durch Augustins Lehre von der Erbsünde. Jesus Christus wurde als der Weltenrichter verstanden, der uns ferne gerückt ist und vor dem wir allen Grund haben uns zu fürchten. Damit war eine göttliche Person erforderlich, in der sich die Menschen doch geborgen und beschützt fühlen konnten. Das Resultat war eine Intensivierung der Marienverehrung: „In der mittelalterlichen Frömmigkeit wird Christus als strenger Richter, Maria als milde Fürbitterin bei ihm vorgestellt.“ Gott als zürnende, erst noch zu besänftigende

Macht und Christus als das ausführende Organ dieses Richters: dann konnten sich die Menchen nur noch unter den „Schutzmantel“ Marias flüchten. Anknüpfen konnte die Frömmigkeit hier etwa an Vorstellungen von den in mancherlei Gefahren Schutz gewährenden Heiligen, wie sie sich im ältesten, wohl aus der Zeit um 300 n. Chr. stammenden Mariengebete „Sub tuum praesidium“ finden.

„Unter den Schutz deiner vielfachen Barmherzigkeit fliehen wir, Gottesgebäerin, unsere Bitten verachte nicht in Nöten, sondern aus Gefahren rette uns, du allein Gesegnete.“

Beim Verständnis Jesu als des unbarmherzigen himmlischen Richters mußte nun Maria die Rolle der Vermittlung und Versöhnung zwischen Mensch und Gott übernehmen. Hier handelt es sich freilich schlicht um eine Verkehrung des biblischen Gottesbildes, wie es uns Jesus bezeugt und mit seinem Dasein für andere, schließlich mit der Hingabe seines Lebens bekräftigt hat. In der Apologie zum Augsburger Bekenntnis sagt Philipp Melancthon dazu:

„Wie sehr wir auch zugestehen, daß die selige Maria für die Kirche betet, nimmt sie (aber deswegen) selbst die Seelen im Tode auf, besiegt sie den Tod, macht sie lebendig? Was tut Christus, wenn das die selige Maria tut? Wenn sie auch der höchsten Ehren Würdigste ist, will sie doch nicht Christus gleichgestellt werden, sondern sie will vielmehr, daß wir ihre beispielhaften Taten im Auge haben und umfassen. Aber die Erfahrung selbst bestätigt, daß nach der öffentlichen Meinung die selige Jungfrau ganz und gar an die Stelle Christi getreten ist. Die Menschen riefen sie an, vertrauten auf ihre Barmherzigkeit, wollten durch sie Christus versöhnen, wie wenn jener nicht der Versöhner, sondern nur der schreckliche Richter und Rächer wäre.“

5. Besonderheiten der römisch-katholischen Mariologie

Der lehramtliche Rahmen

Eine ökumenisch verantwortliche evangelische Beschäftigung und Auseinandersetzung mit römisch-katholischer Marienverehrung sollte von dem Rahmen mariologischer Lehre und marianischer Frömmigkeit ausgehen, den das Lehramt der römisch-katholischen Kirche abgesteckt hat. Einerseits kann hier von extremen Formen abgesehen werden. Andererseits kann das ökumenische Gespräch auch nicht von jenen römisch-katholischen Theologen ausgehen, die in mariologischen Aussagen äußerst zurückhaltend sind.

Über das gemeinsame christliche Erbe hinaus ist hier vor allem an die beiden

marianischen Dogmen von 1854 (Unbefleckte Empfängnis, Immaculata Conceptio) und 1950 (Aufnahme Marias in den Himmel mit Leib und Seele, Assumptio Mariae) zu denken. Im Unterschied zu den altkirchlichen Dogmen der Jungfrauengeburt und der Gottesmutterchaft ist dabei die Person Marias von ihren ersten Anfängen im Mutterleib bis zu ihrer himmlischen Vollendung ins Auge gefaßt, auch wenn die Anbindung an das Christusgeheimnis betont wird.

Wichtig zum Verständnis der spezifischen römisch-katholischen Mariologie sind ferner drei lehramtliche Äußerungen der neuesten Zeit: im 2. Vatikanischen Konzil (1962–1965) ist das abschließende 8. Kapitel der dogmatischen Konstitution über die Kirche („Lumen gentium“) der Mariologie gewidmet: „Die selige jungfräuliche Gottesmutter Maria im Geheimnis Christi und der Kirche“ (§ 52–69). In dem Apostolischen Mahnschreiben „Marialis Cultus“ vom 2. Februar 1974 äußerte sich Papst Paul VI. zur Marienverehrung. Am 30. April 1979 veröffentlichten die deutschen katholischen Bischöfe ein Hirtenwort zum Thema: „Maria, die Mutter des Herrn“.

Die amtlich abgedeckte Marienverehrung

„Es gibt übrigens keine Lehrentscheidung der katholischen Kirche, daß der Christ verpflichtet ist, Maria zu verehren.“ In der römisch-katholischen Liturgie des eucharistischen Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen findet sich in den Gebetstexten keine Anrufung Marias. Die marianische Frömmigkeit kann studiert werden an Wallfahrtsorten und Mariendarstellungen. Zu beachten sind insbesondere die Marienandachten der einzelnen Pfarrgemeinden und die Marienlieder, die sich im Gesangbuch finden. Im übrigen sind vor allem zwei offizielle Äußerungen der lehramtlich gedeckten und geförderten Marienverehrung zu nennen: die Marienfeste und die Mariengebete.

Das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Marias

Das in der Bulle „Ineffabilis Deus“ vom 8. Dezember 1854 verkündigte Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens besagt: Maria blieb „im ersten Augenblick ihrer Empfängnis durch einzigartiges Gnadengeschenk und Vorrecht des allmächtigen Gottes, im Hinblick auf die Verdienste Christi Jesu, des Erlösers des Menschengeschlechts, von jedem Fehl der Erbsünde rein bewahrt“. Was Papst Pius IX hier als glaubensnotwendig erklärte, war erst nach der Trennung zwischen abendländischer Kirche und Ostkirche im Jahr 1054 in weiteren Kreisen vertreten worden und wurde von maßgebenden Kirchenlehrern wie Thomas von Aquin abgelehnt. Maria

wird hier gegenüber den übrigen Menschen eine Ausnahmestellung zugebilligt. Sie sei nicht nur im Verlauf ihres Lebens ohne jede Sünde geblieben, sondern sogar von dem Schuldzusammenhang der gesamten Menschheit von vornherein ausgenommen gewesen. Was in der kirchlichen Lehre von Jesus gesagt wird, er war frei von Sünde, er lebte also in ungebrochener Gemeinschaft mit Gott, das wird hier auf Maria ausgeweitet. So wird Maria als vollkommene Verkörperung des Neuen Seins verstanden.

Das Dogma von der Aufnahme Marias in den Himmel

In der Apostolischen Konstitution „Munificentissimus Deus“ vom 1. November 1950 erklärte Papst Pius XII. die Lehre von der Aufnahme Mariens in den Himmel mit Leib und Seele für unbedingt verbindlich. Es sei „eine von Gott geoffenbarte Glaubenswahrheit, daß die unbefleckte, immer jungfräuliche Gottesmutter Maria nach Vollendung ihres irdischen Lebenslaufes mit Leib und Seele zur himmlischen Herrlichkeit aufgenommen worden ist“. Dieses Dogma wird öfters gedeutet als Abwehr einer materialistischen Leugnung der Unsterblichkeit. Manche katholische Theologen sehen hier einfach den Ausdruck für die Hoffnung aller Gläubigen auf eine ewige Vollendung in Gott. Die Frage, „ob nicht jede Aufnahme eines Menschen in die Herrlichkeit Gottes immer die vollmenschliche Herrlichkeit, also die des Leibes und der Seele meint“, wolle dieses Dogma „nicht entscheiden“, wird teilweise gesagt. Freilich wird die leibliche Aufnahme in den Himmel nicht einmal von den anderen jetzt schon vollendeten Heiligen bekannt. So wird Maria hier ganz auf die Seite Jesu Christi gerückt und erhält gegenüber der gesamten Menschheit eine Ausnahmestellung. Das wird in „Munificentissimus Deus“ selbst in einer Begründung deutlich, die für dieses Dogma gegeben wird: Maria „erhielt als herrliche Krone aller ihrer Ehrenvorzüge, daß sie von der Verwesung im Grab verschont blieb und wie ihr Sohn nach dem Sieg über den Tod mit Leib und Seele in die Herrlichkeit des Himmels aufgenommen wurde, um dort zur Rechten ihres Sohnes, des unsterblichen Königs der Ewigkeit (1 Tim. 1,17), als Königin zu erstrahlen“.

Maria und die Kirche

Da Maria Urbild oder Typus der Kirche ist, sieht sich gerade in diesen beiden Dogmen die römisch-katholische Kirche selbst: Maria ist von der Sünde faktisch und grundsätzlich ausgenommen. Das wurde 1854 dogmatisiert. Die Kirche ist in ihrem universalen Repräsentanten, dem Papst, letztlich unfehlbar. Das wurde 1870

dogmatisiert. Die Verherrlichung Marias zieht die Verherrlichung der Kirche nach sich.

In der Kirchenkonstitution des 2. Vatikanischen Konzils wird zwar betont, Maria gehöre auf die Seite des Geschöpfes und nicht des Schöpfers. Andererseits hat sie als „die bevorzugt geliebte Tochter des Vaters“ und als „großmütige Gefährtin“ Jesu Christi „bei weitem den Vorrang vor allen anderen himmlischen und irdischen Kreaturen“. Sie wird „als überragendes und völlig einzigartiges Glied der Kirche wie auch als ihr Typus und klarstes Urbild im Glauben und in der Liebe begrüßt“. Die Kirche ist „in der seligsten Jungfrau schon zur Vollkommenheit gelangt“. So ist „die Mutter Jesu, im Himmel schon mit Leib und Seele verherrlicht, Bild und Anfang der in der kommenden Weltzeit zu vollendenden Kirche“.

Papst Paul VI proklamierte Maria zum Abschluß der 3. Sessio des 2. Vatikanischen Konzils am 21. November 1964 zur „Mutter der Kirche“ (Mater Ecclesiae). Dieser Titel wurde in der Vorrede zu „Marialis Cultus“ aufgegriffen, wie auch in der ersten Enzyklika von Papst Johannes Paul II vom 4. März 1979 (Redemptor Hominis IV, 22). Damit ist Marias Ausnahmestellung gegenüber der Kirche, deren hervorragendstes Glied und deren Typus sie doch ist, nochmals unterstrichen. Da sich aber die Kirche in Maria wiederfindet, bekommt sie doch auch an dieser Würde Marias teil. Die „Mutter Kirche“ und die „Mutter der Kirche“ gehören untrennbar zusammen.

Klare Unterscheidungen werden schwierig. Maria ist Mutter Gottes, Mutter der Kirche und Mutter Christi. Andererseits ist auch die Kirche Mutter Christi. „Beide, Maria und die Kirche, helfen den mystischen Leib gestalten, beide sind Mutter Christi, aber keine ohne die andere gebiert den ganzen Leib. Aus diesem Grund wird die Liebe zur Kirche auch die Liebe zu Maria mitbedingen und umgekehrt, da die eine nicht ohne die andere sein kann.“ Die Folge dieser ganzen Sicht ist ein fast nahtloses Ineinander von Christus und seiner Kirche. Christus und Maria stehen fast auf derselben Stufe, aber auch Maria und die Kirche. So ist Maria das Bindeglied für eine weitgehende Identifikation von Christus und der Kirche.

Mitwirkung Marias am Heil

Das Lehramt betont die Einzigartigkeit Jesu Christi. „In der Jungfrau Maria ist alles auf Christus bezogen und alles hängt von ihm ab.“ Freilich „schließt auch die Einzigkeit der Mittlerschaft des Erlösers im geschöpflichen Bereich eine unterschiedliche Teilnahme an der einzigen Quelle in der Mitwirkung (cooperatio) nicht aus,

sondern erweckt sie. Eine solche untergeordnete Aufgabe Marias zu bekennen, zögert die Kirche nicht. Sie erfährt sie auch ständig und legt sie den Gläubigen ans Herz, damit sie unter diesem mütterlichen Schutz dem Mittler und Erlöser inniger anhängen“.

Die Frage, ob Maria bei der Erlösung des Menschen durch Jesus Christus mitwirkt, wird vom Lehramt bejaht. Maria hat „in freiem Glauben und Gehorsam zum Heil der Menschen mitgewirkt“. In ihrer himmlischen Fürbitte fährt sie fort, „uns die Gaben des ewigen Heils zu erwirken“. Da nun Maria Urbild und Typus der Kirche ist, wirkt auch die Kirche am Heilswerk Christi mit: „Diese Jungfrau war in ihrem Leben das Beispiel jener mütterlichen Liebe, von der alle beseelt sein müssen, die in der apostolischen Sendung der Kirche zur Wiedergeburt der Menschen mitwirken.“

Marianisches Fundament der Kirche

Maria wird in der Kirche als „Mittlerin“ (mediatrix) angerufen. In der Sicht des Hirtenworts der deutschen Bischöfe vom 30. April 1979 ist damit Maria für den christlichen Glauben unentbehrlich. Die Kirche hat ein „marianisches Fundament“. „Was die Kirche und ihre Glieder zu tun versuchen, rückhaltlos den Willen Gottes, die Fügungen und Heilsveranstaltungen Gottes bejahen: Maria kann und tut es. Sie setzt den eigentlichen Grundakt der Kirche; alles, was später kommt, das apostolische Amt, die Sakramente, die Missionssendung in die Welt, setzt dieses marianische Fundament voraus. Ohne dieses wäre die Kirche, was sie leider für viele zu sein scheint: eine bloße Organisation. Aber mit ihm ist sie mehr: ein inniges Leben zusammen mit Jesus Christus. Wer in die Unmittelbarkeit mit Jesus hineinstrebt, der muß, falls er sich nicht in Illusionen verstricken will, die Haltung Marias nachahmen...“ „Ein Christ kann somit nicht ohne Nachahmung Marias auskommen, was folgerichtig eine Verehrung ihrer Person einschließt.“

Evangelische Kritik

Die kritischen evangelischen Anfragen an die Marienverehrung und die Mariologie der römisch-katholischen Kirche setzen ein bei den gemeinsamen biblischen Wurzeln.

1. Auch die katholische Kirche geht davon aus, daß allein Jesus Christus der Grund der Kirche ist (1 Kor. 3.11). Wie kann dann aber von einem „marianischen Fundament“ der Kirche geredet werden? Verbürgt Jesus Christus eindeutig und endgültig die unverdiente Güte Gottes, dann bedarf es hier keiner Ergänzung. Eine solche würde Bedingungen für den Christenglauben aufrichten, die leicht das Evange-

lium in ein neues Gesetz verkehrten.

2. Auch die katholische Kirche bekennt, daß es nur einen Mittler zwischen Gott und uns Menschen gibt. In Lumen gentium 60 wird 1 Tim. 2,5–6 zitiert: „Es gibt nämlich nur einen Gott und nur einen Mittler Gottes und der Menschen, den Menschen Jesus Christus, der sich selbst als Erlösung für alle gegeben hat.“ Katholische und evangelische Kirche sind sich einig, daß unser Heil allein durch Gottes in Jesus Christus manifest gewordene Gnade gewirkt ist, daß dieses Geschenk Gottes durch Wort und Sakrament vermittelt wird und daß „Glauben“ unser menschliches Ja dazu bedeutet. Bei der Anrufung Marias als der „Mittlerin“, um von dem von manchen Katholiken gebrauchten, aber bislang nicht dogmatisierten Marientitel „Miterlöserin“ ganz zu schweigen, liegt aber der Verdacht nahe, daß der Mensch, repräsentiert durch Maria, doch irgendwie zusammen mit Gott seine Erlösung bewirken kann, und zwar darüber hinaus, daß wir zu der in Jesus Christus gegebenen Erlösung im Glauben Ja zu sagen haben. Maria ist in reformatorischer Sicht der Typus des Menschen, der sich allein auf Gottes Gnade verläßt. So schreibt Luther in seinem Magnifikat: „Sei darauf bedacht, daß Gott auch bei dir sein Werk treibe und daß du deine Seligkeit nur auf die Werke, die Gott in dir allein wirkt, und auf keine anderen stellst, wie du hier die Jungfrau Maria tun siehst.“

3. Auch die katholische Kirche will festhalten, daß Maria Geschöpf ist. Wird sie aber nicht doch in den beiden Dogmen von 1854 und 1950 in die göttliche Dimension erhoben? Dabei geht es nicht nur um Maria selbst, sondern zugleich um die Kirche, deren Urbild Maria darstellt. In Maria wird die in der Kirche versammelte Menschheit verherrlicht. Der sündlosen Maria entspricht die im Ernstfall unfehlbare Kirche. Der mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommenen Maria entspricht die über die Fülle der Gnadenmittel verfügende Heilsanstalt der Kirche, in der das „göttliche Heilsmysterium“ zugleich „offenbart und fortgesetzt“ wird.

Wird dagegen im Sinne von Martin Luthers „Magnifikat“ Jesu Mutter als „niedrige Magd Gottes“ verstanden, dann ist sie das Urbild einer Kirche, die im Bewußtsein ihrer eigenen Fehlbarkeit stets unter dem kritischen Maßstab des Evangeliums bleibt, statt dieses unfehlbar deuten zu können: „Wer sie darum recht ehren will, darf sie nicht allein vor sich hinstellen, sondern muß sie vor Gott hin und weit unter Gott stellen und sie da bloß machen und (wie sie sagt) ihre Nichtigkeit ansehen. Dann mag er sich wundern über die überschwengliche Gnade Gottes, der ein solch geringes, nichtiges Menschenkind

so reich und gnädig ansieht, umfängt und segnet. Von diesem Anblick sollst du also bewegt werden, Gott zu lieben und zu loben ob solcher Gnade, und sollst dich dadurch aufmuntern lassen, alles Gute zu erwarten von einem solchen Gott, der geringe, verachtete, nichtige Menschen so gnädig ansieht und nicht verschmäht.“ Maria ist damit ein „Beispiel, dessen wir uns getrösten können“, nämlich „das allervornehmste Beispiel der Gnade Gottes, um alle Welt anzureizen zur Zuversicht, Liebe und Lob der göttlichen Gnade“.

Marienvorstandnis und Kirchenverständnis bedingen sich gegenseitig. Die evangelische Kritik an der römisch-katholischen Mariologie ist schließlich in erster Linie eine Kritik an der römisch-katholischen Ekklesiologie: „So sehr eine marianische Verherrlichung der Kirche menschlichem Sicherheitsbedürfnis in Glaubensfragen entsprechen kann, so sehr widerspricht sie dem Grundzeugnis der ganzen Heiligen Schrift von der Sünde des Volkes und der unverdienten Gnade Gottes. Ein solches Bild der Kirche mit ihren Runzeln und Flecken entspricht auch der historischen Erfahrung von viel Untreue und Verrat. Nicht um Verherrlichung dieser Kirche, auch nicht in ihrem Symbol Maria, kann es also gehen, es geht um ihre Vermenschlichung. Nur wenn sie um ihr Sündenbewußtsein weiß, muß sie nicht ihre eigene Freundlichkeit rühmen, sondern kann allein Gottes Treue verkünden und preisen und aus seiner Gnade leben.“

6. Gesichtspunkte zu einem evangelischen Marienverständnis

Größere Unbefangenheit ist nötig

Eine evangelische Marienfrömmigkeit oder gar Marienverehrung zu fordern, wäre künstlich oder gesetzlich. Die Aussagen über die Mutter Jesu im Neuen Testament, die altkirchlichen Dogmen und das „Marienlob der Reformatoren“ zeigen aber, daß eine offene, unbefangene, vorurteilslose Haltung zur Mutter Jesu, ja sogar eine bestimmte Marienfrömmigkeit durchaus in den Rahmen des Protestantismus hineinpaßt. Mehr noch: ein Mariengedenken könnte manche Aspekte des Menschseins und des Glaubens verstärkt ins Blickfeld rücken.

„Maria hat keine Würde aus sich selbst. Aber das heißt nun nicht – und hier haben wir Protestanten geirrt –, daß sie überhaupt keine Würde hat, nicht zu sprechen von dem christologischen Defizit, das entsteht, wenn das Gefäß, durch das Christus in die Welt kam, ignoriert wird. Daß dieses Gefäß eine Frau war, ist wichtig für den Glauben. Der Mensch ist Mann und Frau. In jedem Mann steckt etwas von einer Frau. Und es ist äußerst gefährlich für den Mann, die Frau in sich zu unter-

drücken. In jeder Frau steckt etwas von einem Mann. Und es ist gefährlich für die Frau, diesen Teil ihrer selbst zu unterdrücken.

Das sind nur zwei von etlichen Aspekten, die durch ein Bedenken der Mutter Jesu neu bewußt werden können.

Der marianische Minimalismus in der üblichen evangelischen Frömmigkeit ist freilich der uns vorgegebene Ausgangspunkt. Er beruht teilweise auf den Gefahren, die in manchen Spielarten römisch-katholischer Mariologie und Marienverehrung sichtbar wurden, daß man ins Schwärmen und Spekulieren gerät; daß man es mit der historischen Wahrhaftigkeit nicht so ernst nimmt, daß alle möglichen Wunschgedanken in Maria hineinprojiziert werden; und daß die „Rechtfertigung allein aus Gnade um Christi willen“ nicht mehr eindeutig zum Zuge kommt. Freilich hebt der Mißbrauch die Frage nach dem rechten Brauch nicht auf.

Ein weiterer Ansatzpunkt für den marianischen Minimalismus in der evangelischen Frömmigkeit ist dann zu sehen, daß die Gegenreformation im 16. und 17. Jahrhundert teilweise im Namen Marias durchgeführt wurde. So wurde Maria gefühlsmäßig antiprotestantisch besetzt. Sich solche verständlich inneren Blockierungen einmal klarzumachen, ist ein erster Schritt dazu, sie dann abzubauen.

Orte einer möglichen evangelischen Marienfrömmigkeit

Man wird sagen dürfen, „daß Maria weniger in den Bereich der Theologie als vielmehr in denjenigen der Meditation gehört“. Orte dieser Meditation sind im Rahmen des kirchlichen Lebens das Lesen der Bibel, der Rhythmus des Kirchenjahres, der Gottesdienst, die kirchliche Kunst und Musik.

1. Die neutestamentlichen Texte, in denen die Mutter Jesu vorkommt, bedürfen eines gründlichen Nachdenkens und einer stärkeren Beachtung im Gottesdienst. Es handelt sich um folgende Texte: Mt. 1,16–2; Mk. 3,20–21; Mk. 3,31–35 (mit den Parallelen Mt. 12,46–50; Lk. 8,19–21); Mk. 6,3–4 (mit den Parallelen Mt. 13,55–57 und Lk. 4,22–24); Lk. 1,16–2; Lk. 11,27–28; Joh. 2,1–12; Joh. 6,42; Joh. 19,25–27; Apg. 1,14; Gal. 4,4 und möglicherweise Offb. 12. Im Gebet der Kirche und auch in der Predigt ist immer der Lobgesang Marias, das „Magnifikat“ (Lk. 1,46–55) besonders wichtig gewesen.

Zu diesen Texten sind dann auch noch jene Bibelstellen besonders zu bedenken, in denen die Mütterlichkeit Gottes betont wird.

2. Ein wichtiger Ort des Mariengedenkens im Lauf des Kirchenjahres ist die Advents- und Weihnachtszeit. „Die biblische Ge-

stalt Mariens findet in der evangelischen Frömmigkeit ihren Platz im Zusammenhang des Weihnachtsgeschehens.“ In den Advents- und Weihnachtsschorälen im Evangelischen Kirchengesangbuch wird dann auch häufig von Jesu Mutter gesungen. Beliebt sind auch die Krippenspiele und die Weihnachtskrippen. Hier ist Maria nicht nur unentbehrlich, sondern auch besonders hervorgehoben.

Das Mariengedenken insgesamt ist im Rahmen des „Heiligengedenkens“ zu sehen. Max Thurian schreibt dazu: „Das Gedenken der Heiligen und besonders der Jungfrau Maria gründet sich auf die Gewißheit, daß nach Beendigung ihres Erdenlebens diejenigen, die an Christus, den Erlöser, geglaubt haben, die ihn geliebt und ihm gedient haben, in seiner Gegenwart weiterleben werden.“

Eine Parallele zu den Heiligtagen in der katholischen Kirche bietet der „Evangelische Namenkalender“, der 1966 von der Evangelischen Kirche in Deutschland eingeführt wurde. Darin finden sich die drei biblisch gegründeten Marienfeste, die eigentlich Christusfeste sind:

2. Februar – „Tag der Darstellung des Herrn (Lichtmeß)“. Vgl. Lk. 2,22–40.

25. März – „Tag der Verkündigung der Geburt des Herrn“. Vgl. Lk. 1,26–38.

2. Juli – „Tag der Heimsuchung Mariä“. Vgl. Lk. 1,39–56.

Eine Wiederbelebung dieser Marientage kann freilich nur im Rahmen eines Bedenkens der ganzen „Wolke der Zeugen“ im Evangelischen Namenkalender erwartet werden.

3. Im Gottesdienst gibt es neben Schriftlesung, Predigt und Choral zwei weitere Orte, an denen ein Mariengedenken einen Platz hat. In erster Linie ist das Apostolische sowie das Nicäno-Konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis zu nennen. Beide erwähnen die Geburt Jesu aus der Jungfrau Maria.

Dann aber kann Maria auch in Gebeten genannt werden: keinesfalls jedoch in der Weise, daß irgendein Gebet an Maria gerichtet wird! Im Allgemeinen Evangelischen Gebetbuch und in der lutherischen Agende I finden sich zu Marienfesten Kollektengebete, in denen die Mutter Jesu genannt wird. So im Allgemeinen Evangelischen Gebetbuch das Kollektengebet zum Tag der Heimsuchung Mariä am 2. Juli „Allmächtiger Gott, der du an der Jungfrau Maria große Dinge getan und sie zur Mutter deines Sohnes gemacht hast, gib, daß auch wir uns in Demut deinem Worte auftun und deinen lieben Sohn in rechtem Glauben annehmen. Der mit dir und dem Heiligen Geist lebet und regieret von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ In der lutherischen Agende I findet sich für den 25. März folgende Marienkollekte: „O

Gott, der du deinen Sohn im Schoße der Jungfrau Maria um unserwillen hast Mensch werden lassen: verleih, daß wir ihn, den du in unser Fleisch gesandt, im Glauben an unsern ewigen Heiland erkennen und annehmen. Der mit dir und dem Heiligen Geiste lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit“.

Im eucharistischen Gebet im Abendmahlsgottesdienst kann Maria im Rahmen des eschatologischen Ausblicks genannt werden. In einem Vorschlag der Liturgie-Kommission der Reformierten Kirche Frankreichs heißt es etwa: „Wir bitten um deine Güte für uns alle; laß uns mit den Zeugen deines Volkes, mit Petrus und Paulus und den anderen Aposteln, Maria und den Gläubigen aller Zeiten am ewigen Leben teilhaben“.

4. Schließlich kann evangelische Marienfrömmigkeit im weiten Feld kirchlicher Kunst und Musik Nahrung finden. Mariendarstellungen finden sich insbesondere in evangelischen Gotteshäusern aus vorreformatorischer Zeit. Bei den Marienbildern ist freilich immer darauf zu achten, daß Maria auf Jesus Christus bezogen bleibt und nicht selbst verherrlicht wird. In der Kirchenmusik ist etwa an Johann Sebastian Bachs „Magnifikat“ zu denken.

Grundsätze einer evangelischen Sicht Marias

1. Evangelischerseits gibt es kein Gebet, in dem Maria angerufen wird. „Die katholische Unterscheidung, die Heiligen würden nicht ‚angebetet‘, sondern nur ‚angerufen‘ und verehrt, ist dem Protestanten unverständlich. Sein Gebet richtet sich ausschließlich an Gott und Christus“. Das ist ein Grenzpfahl, welchen die Reformatoren ein für allemal aufgerichtet haben, in bezug auf die Heiligen im allgemeinen und auf Maria im besonderen. Niemals ist Maria Adressat des Gebetes, sondern immer nur der dreieinige Gott. Nach reformatorischer Lehre ist nicht auszuschließen, daß die Heiligen im Himmel Fürbitte leisten für die Christen auf der Erde. Aber sie darum anzurufen, fiele unter das Verdikt der Ab-

götterei: „Zwar bitten die Engel im Himmel für uns (wie es Christus selber auch tut); ebenso auch die Heiligen auf Erden oder vielleicht auch im Himmel. Aber daraus ist nicht die Folgerung zu ziehen, wir müßten die Engel und Heiligen anrufen, anbeten, ihnen zu Ehren fasten, feiern, Messen halten, opfern, Kirchen, Altäre und Gottesdienste stiften und sonst noch in anderer Weise dienen, und müßten sie für Nothelfer halten, ihnen allerlei Hilfeleistungen zuschreiben. Denn das ist Abgötterei, und solche Ehre gehört Gott allein“.

2. Nach evangelischer Überzeugung hat Maria keine eigene Heilsbedeutung. Eine Stellung im Heilswerk Gottes kommt ihr nur insofern zu, als in Jesus von Nazareth das ewige Wort Gottes Fleisch und Blut geworden ist (Joh. 1,14). Das setzt die Geburt von einer irdischen Mutter voraus (Gal. 4,4).

Festzuhalten ist das „solus Christus“ in Jesus Christus begegnet uns die bedingungslose, unverdiente Gnade Gottes. Darauf dürfen wir uns verlassen. Das bedarf keiner Ergänzung, im Gegenteil: irgendwelche Ergänzungen würden das in Jesus Christus dargebotene Heil nur ungewiß machen.

3. Auch evangelische Christen können die Mutter Jesu „Urbild der Kirche“ nennen. Sie „wird als beispielhafte Hörerin des Wortes Gottes gekennzeichnet, als die Magd des Herrn, die ja zu Gottes Willen sagt als die Begnadete, die aus sich selber nichts, durch Gottes Güte aber alles ist. So ist Maria das Urbild der Menschen, die sich von Gott öffnen und beschenken lassen, der Gemeinschaft der Glaubenden der Kirche“.

Dabei ist darauf zu achten, daß weder Maria noch die Kirche zu göttlichem Wesen erhoben werden. Maria ist die Magd des Herrn (Lk. 1,38-48). Die Kirche ist die Gemeinschaft der von Gott begnadigten Sünder.

4. Zusammen mit anderen biblischen Gestalten und mit den „Heiligen“ ist Maria für den Christen Vorbild des Glaubens. Beispiel gelebter christlicher Existenz, Zei-

chen der Barmherzigkeit Gottes, die sich im Leben von Menschen niederschlägt. Für Maria gilt im besonderen, was ganz allgemein hinsichtlich der Heiligen zu sagen ist. „Über die Verehrung der Heiligen wird von den Unseren gelehrt, daß man der Heiligen gedenken soll, damit unser Glaube dadurch gestärkt wird, daß wir sehen, wie ihnen Gnade widerfahren und ihnen durch den Glauben geholfen worden ist. Außerdem soll man sich an ihren guten Werken ein Beispiel nehmen, jeder für seinen Lebensbereich“.

Ausdruck angemessener menschlicher Antwort auf das Wort Gottes ist Maria nicht exklusiv, da es ja auch andere Menschen gibt, die zur „Wolke der Zeugen“ (Hebr. 12,1) gehören. Alle solche Beispiele göttlicher Gnade und gelebten Glaubens sind hilfreich und sollen in der evangelischen Verkündigung und Erziehung nicht zu kurz kommen.

Christen, denen Mariologie und Marienfrömmigkeit fremd sind, fehlt im Prinzip nichts, wenn sie nur Jesus Christus als Mitte und Maß ihres Glaubens haben. Aber ein am Maßstab der Heiligen Schrift ausgerichtetes Mariengedenken kann das Evangelium illustrieren und akzentuieren. Maria ist für den christlichen Glauben illustrativ, nicht normativ. Maria kann christliche Existenz beleuchten, nicht begründen. Unter dieser Voraussetzung kann die Mutter Jesu eine Hilfe auch für den Glauben evangelischer Christen sein, unterstreicht sie doch die seelische Wärme, die Menschlichkeit und die Praktikabilität der frohen Botschaft!

Hinweis: Quellenangaben auf Wunsch bei:

Pressestelle der VELKD,
Lutherisches Kirchenamt,
Postfach 51 04 09,
3000 Hannover 51